3. Oktober 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 224

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(27. Fortsetzung)

Eine ganze Weile sah Fritz dem Spiel zu. Dann rief er leise: „Inge!“ und nochmals: „Inge!“ Das Kind stutzte, horchte auf, suchte. „Inge!“ Da entdeckte sie ihn und flatterte auf ihn zu. „Pappi — Pappi!“ Die Aermchen streckte sie aus, ihm entgegen. Und er hob sie hoch, küßte sie und freute sich, wie sie sich an ihn schmiegte, weich, zärtlich, wie ein rechtes, kleines Frauenzimmerchen. Sein Mädel!

„Wo ist denn die Mammi, Inge?“

„Mammi schläft doch noch.“ Ach so, richtig: „schläft doch noch“; das mußte er natürlich wissen.

Nun war auch der Vater heran. Langsam ging er, ein wenig geneigt, auf einen Stock stützte er sich. „Vater sieht nicht gut aus“, war Fritz' erstes Empfinden.

„Schon da, Junge, das ist nett. Wir hatten dich erst später erwartet. Hast du dir die Nacht um die Ohren geschlagen?“

„Es war nicht so schlimm, Papa.“

„Ein bissel blaß bist du, abgearbeitet. Dir wird Oberstdorf gut tun. Bei mir will es dies Jahr nicht recht glücken.“ Er zog die Schultern etwas hoch und schüttelte den weißen Kopf. „Na — du willst wohl erst zu Margot herauf?“

„Das hat Zeit, Papa, ich möchte sie nicht in ihrer Morgenruhe stören.“

Die Brauen krauste Konrad Kähl zusammen. Komische Eheleute heutzutage. „Aber Hunger wirst du haben nach der Bahnfahrt,“ sagte er dann, und zu Inge: „Komm, Kind, du kannst Pappi beim Frühstück Gesellschaft leisten.“

Und so saß Inge stumm und artig auf ihrem Kissen am Fenstertisch auf der Veranda, während Fritz seinen Kaffee trank und einen Berg Brötchen mit Honig und kaltem Aufschnitt verzehrte, saß ruhig da und hörte zu, wie ihr Vater dem Großvater von seiner Arbeit, von den Zimmer-Werken und seinen neuen Mitteln berichtete.

„Hast du im Union vorgesprochen?“

„Gewiß, Papa. Alles in bester Ordnung, soweit ich es beurteilen kann. Das Haus ist gut besetzt. Direktor Kramer war zufrieden; viel Ausländer natürlich. Er hat mir einen Brief an dich mitgegeben.“ Fritz holte seine Brieftasche heraus und reichte dem Vater den Umschlag. Der riß ihn auf und überflog die Zeilen: „Ja, es ist alles in Ordnung. Warst du auch in der Josephinenstraße?“

„Auch das, Papa, wenn auch nur für Minuten. Ich traf Naumann im Garten. Er läßt dich fragen, ob er die hintere Ecke am Zimmerschen Schuppen durchholzen könne?“

Konrad Kähl lehnte ab. „Nein — nein, Fritz, das wollen wir lassen. Euch war der Winkel als Kinder immer lieb so. Und ich möchte meinen Flecken Wildnis in Berlin auch gern behalten, ich muß genug auf Sauberkeit und Exaktheit in meinem Betriebe sehen, da tut so ein bißchen wildes Wachstum dann und wann gut. Und Inge kraucht da auch am liebsten herum, wenn sie mal beim Großvater ist. Nicht wahr, Püppchen?“

Aber Inge war plötzlich herunter von ihrem Stuhl. „Da kommt Onkel Hermann malen,“ rief sie und lief mit hurtigen Trippelschritten der Tür zu.

Fritz sah durch die Scheiben. Draußen baute vor dem Bayernhof Hermann von Zimmer seine Staffelei auf. „Hier malt Hermann?“ fragte er. Da erzählte Konrad Kähl von den Umbauplänen und von Hermanns Entwürfen.

„Sieh mal einer an, ins Praktische kommt er plötzlich. Das ist ja sehr erfreulich.“ Fritz stand auf. „Jetzt will ich ihn aber gleich begrüßen.“

Vater Kähl kam mit. Und so standen sie bald darauf um die Staffelei, die die Leinwand trug, auf der Hermann erst einmal den Bayernhof in seiner jetzigen Gestalt festhielt. Als Grundlage, wie er sagte. Er pinselte ganz ruhig, während die andern ihm zusahen, und entwickelte dabei Fritz seine architektonischen Pläne. Er ließ sich auch nicht stören, als Lisa kam und den Bruder stürmisch begrüßte.

„Die Pfote kannst du mir wenigstens geben, Hermann.“

Er nickte ihr nur zu. „Später, Lisa. Ich hab schon genug Zeit mit unsern Touren verloren. Jetzt wär's mir lieber, du schaffstest mir alle Zuschauer vom Halse. Lange kann ich sowieso nicht mehr arbeiten, sonst steht die halbe Oberstdorfer Schuljugend und dreiviertel der Kurgäste um mich herum.“

Da gingen die beiden Herren. Aber Inge blieb und Lisa. Sie störten Hermann nicht.

Margot kam gerade in die Veranda, als Fritz mit dem Vater wieder eintrat. Die Eheleute begrüßten sich. Fritz küßte Margot die Hand. Sie streichelte ihm leicht die Backe. „Nett, daß du endlich da bist. Hoffentlich bleibst du ein Weilchen.“

Konrad Kähl ließ sie allein. Margot ließ sich ihr Frühstück bringen, und Fritz setzte sich dazu.

„Du bist verstimmt, Margot?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, ja, Fritz. Nicht über dich, wirklich nicht. Aber Oberstdorf geht mir diesmal auf die Nerven. Ich habe mich nach dir gesehnt. Grenzenlos allein war ich. Wenn Inge nicht gewesen

wäre, ich wäre längst auf und davon. Und Papa. Er macht mir Sorgen, Fritz. Der Professor war zufrieden, aber was sagt das? Hier sprechen die Tatsachen. Er hat seine alte Frische nicht wieder bekommen. Immer ist er müde, immer matt. Oft gleichgültig. Selbst gegen Geschäftssachen. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit. Jetzt haben ihn die Umbaupläne ein bißchen aufgemuntert. Aber da ist nun Hermann."

„Was ist mit Hermann?"

„Sieh nach draußen. Seit ein paar Tagen hockt Lisa immer bei ihm. Oder sie machen zu dritt Touren. Es ist noch ein Freund von ihm da. Du wirst ihn ja kennenlernen. Und Lisa? Daß sie etwas für Hermann übrig hat, weiß ich ja seit langem."

„Das wäre doch kein Unglück."

„Doch, Fritz. Ihr Männer könnt nie nüchtern denken, wir Frauen viel eher. Und dann stehe ich auch der Josephinenstraße und euren Jugendfreundschaften entfernter. Da sehe ich ruhiger. Zimmers und Kähls, das paßt nicht zusammen."

„Ich wüßte nicht, warum?" Es lag eine Schärfe in seiner Frage.

„Du mußt nicht gleich beleidigt sein. Ich beschmutze unser eigenes Nest nicht. Wir sind nicht einen Grad weniger. Bei Gott nicht. Aber es gibt da feine Zusammenhänge, oder richtiger: Gegensätze, die man nicht stören soll. Sie sprechen sich nachher in der Ehe schärfer aus und bringen kein Glück. Verlaß dich drauf. Außerdem passen die Menschen nicht zusammen. Lisa braucht einen ganz andern Kerl."

„Da hast du recht. Aber was zieht sie zu Hermann?"

„Jugenderinnerungen vielleicht. Eure Josephinenstraße. Und dann: so frische, robuste Mädels haben immer eine Zuneigung gerade zu schwachen Männern. Bei Carla Falkenberg wird's wohl zuerst auch nicht anders gewesen sein, sie ist doch im Grunde auch ein starker Mensch. Wie es geendet hat, weißt du ja. Mit Lisa würde es nicht anders sein. Es ist ja so klar: das rein weibliche, mütterliche Empfinden regt sich zuerst, sie wollen dem Schwächling helfen, ihm Stütze sein. Das reizt sie. Nachher gibt's nur Enttäuschungen, weil er eben ein Mann ist und sich von seiner Frau oder Braut nicht ewig reinreden läßt. Und weil sie letzten Endes doch nicht so stark sind, wie sie glaubten. Sieh dir mal die sogenannten unglücklichen Ehen an: fünfzig Prozent kranken daran." Sie blickten zu der Gruppe hinaus. Fechtner war noch hinzugekommen. Er hatte Inge hochgehoben und hielt sie auf dem Arm und machte Scherze. Das Kind lachte. Dann setzte er die Kleine nieder, während Hermann sein Malzeug zusammenpackte. Lisa sprach mit Inge, die darauf zum Hotelgarten lief. Fechtner nahm die Staffelei unter den Arm. Zu dritt gingen sie fort dem Dorfe zu, Lisa in der Mitte zwischen den beiden Freunden.

„So ist es nun Tag für Tag," sagte Margot. „Aber das ist es nicht allein. Auch Claire benimmt sich unerhört; ich muß mich wahrhaftig meiner Schwester schämen. Dabei ist sie allein der schuldige Teil. Dem jungen Grafen Falkenberg kann ich keine Vorwürfe machen. Er müßte kein Mann sein, wenn er auf diese Ranschmeißerei nicht einginge. Und Claire ist unbelehrbar. Sie lacht mich einfach aus, wenn ich ihr meine Meinung sage."

„Ich verstehe die Zusammenhänge nicht."

„Kannst du auch nicht. Noch nicht. Ich erkläre sie dir später. Jetzt will ich erst Inge holen." — —

*

Christof Falkenberg hatte für den nächsten Tag die Tour über die Nebelhornhütte und den Seealpsee ins Oytal festgesetzt, und Claire Aufhäuser hatte sich schließlich einverstanden erklärt. Ja, jetzt wäre sie bereit, jetzt wäre sie in ihren neuen Stiefeln eingelaufen. — Lange genug hätte es gedauert, hatte Christof darauf gesagt, und Claire war sofort gereizt eingefallen: „Hast du schon wieder an mir herumzumäkeln?" Es ging manches in letzter Zeit nicht mehr so glatt zwischen den beiden. In den Regentagen hatte Claire fast ununterbrochen in der „Post" gesessen. Christof hatte gesehen, wie die andern Gäste über sie tuschelten. Das hatte ihn verstimmt. Er hatte mehr als einmal das Gefühl, daß der Portier und die Kellner lächelten, daß sie es an der notwendigen Höflichkeit gegen Claire fehlen ließen, geflissentlich gegen Claire, nicht gegen ihn. Das war ihm sehr unangenehm. Außerdem war er nicht Herr seiner Zeit, sie legte auf jede Stunde Beschlag.

Und nun blies sie am Abend die Tour wieder ab. „Ich kann doch am ersten Tag Fritz nicht allein lassen." Er wußte sofort, daß es nur eine Ausrede war. Sie hatten vor Morgengrauen aufbrechen wollen, und das war Claire unbequem. Da lag der Hase im Pfeffer.

Sie standen allein und außer jeder Hörweite in der Halle des Bayernhofes. So konnten sie ungezwungen sprechen.

„Also du willst morgen nicht gehen?" fragte er noch einmal.

„Du mußt doch einsehen, daß ich nicht so unhöflich sein kann."

„Ich glaube nicht, daß Fritz es dir übelnehmen wird."

„Das glaube ich doch."

„Gut denn, ich habe das Warten satt. Ich gehe bestimmt. Und wenn du nicht mitkommst, gehe ich allein. Oder ich frage Lisa und Hermann. Die geben mir sicher keinen Korb."

„Daß du dich unterstehst."

„Es liegt ja nur an dir. Kommst du mit oder nicht?"

Einen Augenblick zögerte sie. Aber sie fühlte zu deutlich, er ließ sich nicht umstimmen. „Gut also: ich komme mit."

Eine Viertelstunde mußte Christof doch vor dem Bayernhof warten. Aber er sah, daß Claires Fenster erhellt war, sie hielt also Wort, sie kam. Natürlich dauerte das Anziehen länger, als sie berechnet hatte.

Es war noch dunkel und recht kalt, als endlich die Hoteltür ging.

Sie gaben sich die Hand, küßten sich flüchtig. Christof drängte sofort: „Wir sind schon reichlich spät, wir müssen zuschreiten. Ich möchte die Morgensonne nicht mehr im Tal auf den Buckel kriegen."

Schweigsam wanderten sie in das Dunkel hinein, schweigsam gingen sie über die Trettachbrücke, wortlos begannen sie den Anstieg. Langsam dämmerte es. Rosa färbten sich die Gipfel. Das Licht kroch die Berge herab.

Immer war es noch kühl. Der warme Atem schwebte dunstig vor ihren Lippen.

Heller wurde das Licht. Intensiver das Rosa.

Einmal blieb Christof stehen, wies mit dem Stock zu den Höhen. „Wie schön das ist."

„Ja — sehr schön." Sie sah kaum auf.

Da schritt er weiter.

Eine Stunde verging und noch eine. Längst lag der Fallerbacher Fall hinter ihnen, längst gingen sie im vollen Tageslicht, gingen im Schatten des Himmelhorns, das sich vor ihnen aufreckte, während ihnen zur Linken die Kuppe des Rubihorns im vollen Sonnenglanze lag.

Der Weg war bequem, die Steigung nicht zu stark. Claire hatte den Vortritt, gab das Tempo an. Sie stieg nicht schlecht, stieg stetig und mit gleichbleibendem

Atem. Christof folgte. Wenn er nicht seitwärts sah auf die Hänge oder in die Waldwinkel, wenn er nicht aufwärts sah zu den Gipfeln, dann mußte er vorwärts sehen auf sie. Ohne Hut war sie, das rotblonde Haar saß lockig und locker, der Wind spielte mit ihm, im Genick schimmerte die Haut weiß durch ein krauses Gewirr goldener Fäden; die Lodenjacke saß knapp im Oberkörper, knapp in der schlanken Taille; der Rock, der gerade über die Knie fiel, war eng gearbeitet, spannte bei jedem Schritt; immer war ein leises, weiches Wiegen in den Hüften; fein gefesselt waren die Beine, und der Schuster in München hatte seine Arbeit verstanden: auch der schwere Bergstiefel zeigte, wie klein der hochspannige Fuß war. Christof wollte das alles nicht sehen, nicht beobachten, aber er sah es doch. Es lenkte ihn immer wieder vom Schauen in die Majestät der Berge ab, er trieb immer wieder seine Gedanken rückwärts, löste Erinnerungen aus.

Einmal stockte Claire, zog sich mit zwei kurzen Bewegungen die Jacke aus und reichte sie Christof zurück: „Es wird warm," sagte sie kurz, „du bist wohl so gut . . ." Und stieg weiter.

Er steckte die Jacke durch die Riemen seines Rucksacks und folgte. Die weiße Bluse, die sie trug, war leicht und durchscheinend.

Langsam wendete sich der Weg. Der Schatten-Berg blieb zurück. Ein breiter Sonnenstreif fiel seitwärts ins Tal, legte sich quer über den Steig. Da setzte sich Claire inmitten all dem Licht auf einen Felsblock, der breit und wuchtig wie eine Bank dalag. „Ich will rasten," sagte sie.

„Es lohnt nicht, Claire, in knapp einer Stunde sind wir am Nebelhornhaus."

„Ich will hier rasten. Ich gehe nicht in die Hütte mit ihren Menschen und ihrem Muff. Ich bleibe hier."

„Darauf bin ich nicht eingerichtet, Claire. Ich habe nur etwas Kakao im Thermos und nur zwei Brötchen und eine Tafel Schokolade im Rucksack."

„Du sagtest doch, wir wollen im Oytalhaus zu Mittag essen. Wann sind wir dort?"

„Gegen zwei."

„Gib mir ein Brötchen. Das genügt mir schon."

„Du wirst flau werden, Claire."

„Danke, mir wird nicht flau."

Er warf seinen Rucksack von den Schultern, setzte sich neben sie, öffnete die Schnüre, holte das Frühstück heraus und füllte den Becher. Sie nahm und nippte, dann reichte sie ihn zurück. „Trink." Langsam verzehrte sie ihr Brötchen. Und als der letzte Bissen verschwunden war, lehnte sie den Kopf an seine Schulter. „Wie gut die Sonne tut." Näher drängte sie sich an ihn heran.

Ein wenig zuckte er unter der Berührung zusammen. Sie fühlte es. Ganz leise lachte sie auf. „O Christof, du lieber, dummer, plumper Christof. Bist du immer noch grantig, immer noch bös'?" Ihr Arm legte sich um seine Schulter. „Maulst du wie ein Schulbub, Christel? Guck mich 'mal an."

„Laß doch den Unsinn, Claire. Dazu bin ich nicht hier heraufgestiegen."

„Wozu denn, Christel? Zum Trübsalblasen? Zum Schwarzsehen?"

Keine Antwort.

„Sei doch kein Narr, Christel; schau in die Berge. Sind sie nicht schön? Und ich, Christel, was bin ich?"

„Mach dich nicht lächerlich, Claire."

Einen Augenblick war sie stumm. Dann aber fuhr sie fort: „Wo bist du hingeraten, Christof? Seit wann bist du unhöflich? Jetzt bittest du mich gleich um Verzeihung. Einen Kuß gibst du mir." Sie zog ihn an sich, und wieder nahm sie seine Hand und legte sie gegen ihre Brust. Jene Minuten wurden in ihm wach, jene Minuten vor Wochen, vor Monaten, als sie beide in der Gartentür der Kählschen Villa gestanden hatten. Er sah sie an; zwischen ihren roten Lippen stand blitzend, lachend die Reihe ihrer leuchtenden Zähne, ihre Augen glänzten. „Du," sagte sie leise. Da küßte er sie, küßte sie heiß, leidenschaftlich.

Aber gleich darauf sprang er auf, raffte seine Sachen zusammen, stopfte sie in den Rucksack.

„Komm, wir müssen weiter." Eine Falte stand auf seiner Stirn. Er wartete nicht ab, daß sie aufstand, er ging jetzt voraus. Schnell schritt er aus, hastig. Er hörte, daß sie folgte. Das genügte ihm. Kaum rechts, kaum links sah er, die Natur war ihm verleidet. Der Aerger fraß in ihm; es war ja immer wieder dasselbe: geküßt wollte sie werden, geliebt, bewundert. Anbeten sollte er sie, ihr Schleppenträger sein, ihr Spielzeug, das sie sich stets wieder einfangen konnte mit weiblichen Listen, mit weiblichen Reizen.

(Fortsetzung folgt)

Menschen ohne Zeit

Ein Erlebnis auf den Straßen New Yorks

Ich war eben dabei, auf dem Times Squares in New York einen Briefkasten zu photographieren. Ein Briefkasten, auf dem am Spätnachmittag die Pakete und Briefe noch schön sorgfältig hinaufgelegt wurden; ich wußte, wenn es gegen die Zeit des Geschäftsschlusses ging, dann fängt es um diese Briefkästen zu wirbeln an. Man hat doch keine Zeit, um die Sachen ordentlich in den Kasten zu werfen; da wird einfach die Postsache mit Schwung in die Nähe des Kastens geworfen, und man rast schon wieder weiter. Man hat keine Zeit; man hat den ganzen Tag gearbeitet oder so getan, und jetzt will man frei sein. Und da fängt man gleich beim Abliefern der Post damit an, frei zu sein. —

Aber — ein eiliger Passant hat mein Vorhaben bemerkt. Sonderbares Beginnen. „Wozu — was machen Sie da? Ein Bild! Yeah! Wir haben in N'yark keine Zeit, wissen Sie! Das können Sie nirgends sonst auf der Welt sehen . . . das . . ." und er zeigte auf den Briefkasten. Ich dachte mir, wenn es der Mann so eilig hat, warum bleibt er mit einem Wirbel bei mir stehen und fängt zu plaudern an? Nun — ein Wort gab das andere, ich machte die Aufnahme, ärgerte mich über den Zeitungsleser neben dem Kasten, der schon eine halbe Stunde vor mir den Kasten belümmelte, und manchmal dorthin und dahin auswich, wenn einer mit den Paketen angerückt kam. Aber er blieb; standhaft blieb er stehen. Er hatte Zeit, er hatte ja soviel Zeit. „Schlechter Geschäftsmann!" knurrte der Mann neben mir. Dann ging ich mit ihm, denn er wollte mir das Tempo von New York beweisen. Wir rasten über die Straße, so zwischen durch, boxten uns dann im Trubel der Menschen gegen die fünfundvierzigste Straße; der Eleveter donnerte, aus der Erde qualmten die Menschenmengen . . . Die Lautsprecher brüllten . . . aber plötzlich riß es meinen Begleiter wie von einem Magnet gezogen zurück.

Was gab es da? Was hieß das? Eine Stimme wurde laut: „Come on, boy, come on!" Ah, ein winziges Lokal, wie es davon viele gibt in New York. Ein blaues Papier an der Tür: „Kein Verkauf!" stand mit Kreide darauf geschrieben. „No sale!" Die Menschen standen dichtgedrängt im Laden. Natürlich, alles geschenkt, alles umsonst! Kein Verkauf. Der Mann neben mir, der keine Zeit hatte, blieb stehen, es riß ihn förmlich aus seinem Rennen zurück. Wir drängten uns hinein. Bescheiden und still lauschte die Menge dem Verkäufer, der in Hemdärmeln arbeitete. Er erzählte Witze im New Yorker

Dialekt. Dann kamen einige Jongleurtricks, und als die Zuhörer endlich in das Lachen glitten, fing er an ernst zu werden.

„Time is money!" schrie er. Natürlich, das sagte mir bisher jeder. „Wer hat einen Cent? Einen einzigen nur! Weiß, die Zeiten sind flau! Aber ein Cent ist kein Kapital! Wer läßt einen lumpigen Cent springen, der bekommt ein Paket . . . und . . . den Cent zurück! Nur, damit die Sache ein Gesicht hat, eine kaufmännische Form, Sie wollen sich ja nichts schenken lassen! Also los!"

Einige Leute legten den Cent auf die Tafel. Sofort bekamen sie ein Paket. „Oeffnen Sie, bitte, damit die Leute es sehen!" ruft der Mann hinterm Tisch. Zum Vorschein kamen Zigarettendosen, eine Meerschaumpfeife, ein Wecker, ein Parfüm, eine lederne Geldtasche. Wer raucht eine Meerschaumpfeife? Wer benützt eine Zigarettendose, wer eine Geldtasche in New York, und wer braucht Parfüm, das nicht nach seinem Geschmack ist? Ganz gleich, für einen Cent?! „Fabelhaft!" sagt mein Begleiter. Und jetzt gibt der Mann den Cent zurück. Jedem einzelnen drückt er das Geldstück in die Hand. Das zieht. Unglaublich, denken die Menschen. Und weiter geht das Spiel. Immer wieder um einen Cent. Dann plötzlich dreht sich die Scheibe.

„Gentlemen!" ruft der Mann. „Zuhören! Wer hat Geld, wirkliches Geld! Dollars! Fünf oder zehn! Nicht mehr! Für diese Pakete mit dem Goldfaden!"

Eine Bewegung löst sich aus. Das Vertrauen gewinnt den Entschluß. Jawohl, es gibt noch Geld in New York! Es gibt noch Dollars. Für den Amerikaner ist es das Himmelreich, „für nichts" zu erwerben. Die Centleute stehen jetzt hinten und die Menschen mit den Dollars vorn. Ich fühle diese Bewegung sehr deutlich. Ich schaue in die Gesichter, und erkenne die Züge in jedem Antlitz, wie die Regungen der Seele sie zeichnet. Die Dollarscheine kommen zum Vorschein. Große Pakete kommen zum Vorschein, ganz von rückwärts. Und wieder liegen Dollars da, und wieder. Und ich sehe, wie sich das Gesicht des Ladenmeisters ändert. Es wird hart. Energisch. Der Mann wird geschäftlich. Er wird grob. Er hält die Pakete vor sich wie eine Beute, die ihm zu entwischen droht. Er zögert. Dann nach einer Pause fängt der Mann zu reden an.

„Sie haben die Absicht, dieses Paket für zehn Dollars zu kaufen?" fragt er den ersten.

„Yes!" sagt der bestimmt. Und erwartet Paket und Rückgabe des Geldes.

„Und Sie auch?" fragt er den zweiten. Und er fragt den dritten, den vierten und einen fünften. Dann kommt noch einer, um die Gelegenheit nicht zu versäumen.

„Ja!" sagt der Mann hinterm Ladentisch. „Feine Sache! Das! Sie glauben also, daß man heute in New York die wunderbarsten Dinge umsonst bekommt? Ganz ohne Geld?" Und ein Lachen steigt in seinem Gesicht hoch.

„No!" gibt der erste unüberlegt zurück, und lacht auch, gibt dieses verführerische Lachen zurück. Es ist ein Lachen des Sieges. So geht die Frage weiter, bis alle drangekommen. Nur der zehnte, der inzwischen auch noch dazugedrängt hatte, der will seine fünf Dollars zurückziehen, aber es ist zu spät. Der Mann hatte sie schon in den Händen.

Es gibt eine große Spanung. Vorbei der Trubel. Alles wartet auf das Ergebnis.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" sagt jetzt der Mann hinterm Tisch und legte die Dollarscheine zusammen. „Sie haben gut und billig gekauft. Sie werden zufrieden sein!"

Das Schweigen, das jetzt folgt, ist unbeschreiblich. Und wieder ändern sich die Mienen in den Gesichtern. Die Dollarmenschen verlassen plötzlich den Laden. Gedrückt. Wortlos. Rasch. Der Mann hatte ja regelrecht, bloß mit einem kleinen Trick, verkauft, er hat niemals genau versprochen, den Leuten ihr Geld zurückzugeben. Die Centbesitzer waren seine Helfer und die anderen, die wirklichen Kunden. Sie sind aufgesessen. Die Wirkung zeigte sich. Alle schmunzeln. Dann steigt ein Lachen auf über diese plumpen Leute, über die Dummheit der Menschen

Mein Begleiter drängt hinaus. Draußen sehen wir, hinter Haustüren und im Tunnel der Untergrund, wie diese Leute die Pakete öffnen. Und was sie für soviel Geld erworben hatten: Strümpfe, Sockenhalter, Uhrketten und Tafelkram.

Das Geschäft ist unterdessen geschlossen worden. Der Mann hinter dem Ladentisch hatte die Lichter ausgedreht. Königlich unterhält sich mein Begleiter, der so wenig Zeit hat, und immer in rasender Eile ist, daß er eine halbe Stunde lang diesem Spiele zuschauen konnte. Jetzt rast er wieder weiter. Lacht über die Dummheit der Menschen und bleibt plötzlich wieder stehen. An der Ecke verkauft ein gerissener Kerl Radiumuhren für einen Vierteldollar, immer den Blick nach den Polizisten gerichtet. Und er kauft einen dieser Uhren, die unter Brüdern fünf Dollar wert sind, für fünfundzwanzig Cents, ist stolz darauf, lächelt und rast weiter . . . sicher wird er zu Hause sehen, daß die Uhren nicht gehen, und wird sie seinen Kindern schenken, die nicht wissen, warum ihr Dad heute so freigebig ist . . . Weil er so beschäftigt ist, weil er keine Zeit hat, denke ich . . . und weil diese verflixten Briefkästen so sonderbar beladen sind, daß man sie photographien muß, ganz gewiß nur deshalb konnte ich all dies wie ein Märchen von den Menschen, die keine Zeit

A. W.

Fröhliche Ecke

Gut ausgerichtet. „Sage deinem Vater, er hätte mir Wurst aus Pferdefleisch verkauft! Sie widerte mich an!"

„Ich soll dir sagen, Vater, du hättest Herrn Schmitz Wurst aus Pferdefleisch verkauft! Sie wieherte ihn an!"

*

Einträgliche Vertrauensstellung. Unser Stadtrat hat in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen, für die Untere Vorstadt einen weiteren Hydranten aufzustellen. Das „Wochenblatt" berichtete eingehend über den Fall. Folge: Noch am gleichen Tag lief beim Stadtrat das „untertänigste Bittgesuch des Josef Hirselauer" ein, ihn als Hydranten für die Untere Vorstadt aufzustellen. Begründung: „Durch diese Vertrauensstellung würde es mir ermöglicht, meine große Familie ganz anders als bisher zu ernähren."

*

Probe. „'n netter Wachhund, den Sie mir verkauft gaben! Nicht gerührt hat er sich, als die Einbrecher diese Nacht meinen Geldschrank plünderten!"

„Der Hund ist gut! Nehmen Sie ihm mal 'n Knochen weg. Da werden Sie ihn kennenlernen!"

Dienst am Kunden. Die junge, hübsche, blonde Dame trat an den Postschalter: „Ist ein Brief da unter ‚Blondes Glück'?"

Der Beamte bedauerte: „Leider nein, mein Fräulein! Aber wenn Sie sich einige Minuten gedulden wollten, schreibe ich Ihnen gerne einen!"

*

Genügende Leistung. „Gestern war ich in dem neuen Stück; aber ich muß sagen, von diesem Dichter hatte ich mehr erwartet!"

„Noch mehr? Das langweilige Stück soll doch fünf Stunden gedauert haben!"

*

Der Junggeselle Kuschel läutete eine Dame an.

„Hier Kuschel. Ist Frau Lehner selbst am Apparat? Ich wollte nur sagen, gnädige Frau: Sie haben mir doch eine Haushälterin empfohlen. Ja, ganz recht, Frieda Küppke heißt sie. Ich habe sie vor acht Tagen engagiert. Ja, und nun wollte ich gern wissen: was habe ich Ihnen eigentlich getan?"